

„Der Herr ist groß
und sehr zu loben, und seine Größe
ist unausforschlich.“

Psalm 145,3
Seit dem „Jahr der Bibel“ 2003 erscheinen an dieser Stelle Texte aus dem Alten und
Neuen Testament. Entnommen wird dieser Spruch für den jeweiligen Tag den
„Lösungsbüchern“ der Herrnhuter Brüdergemeine. (www.lösungen.de)

Von Frank Wilhelm

Flotte alte Komödie funktioniert noch

Bereits zum vierten Mal hat Wolfgang Bordel das Stück „Der zerbrochne Krug“ inszeniert. Die Anklamer Premiere ist gelungen. Doch was kann uns eine mehr als 200 Jahre alte Komödie heute sagen?

ANKLAM. Sie läuft etwas langsam an, die Komödie „Der zerbrochne Krug“, die am Samstagabend am Theater Anklam ihre Premiere feierte. Heiko Gülland als Richter Adam, Erwin Bröderbauer, sein Schreiber Licht, und Juliane Botsch als Magd tun sich anfangs schwer mit dem in Vergessenheit geratenen Blankvers, der freilich ungewohnt ist für das heutige Publikum. Doch hat man sich an die ungereimten Verse gewöhnt, entfaltet das 1808 uraufgeführte Stück von Heinrich von Kleist seinen Humor auf wunderbare Weise, auch auf den Brettern der Vorpommerschen Landesbühne.

In der Inszenierung von Wolfgang Bordel wird schnell klar, dass Dorfrichter Adam ein Lotterleben führt: Er schläft mit seiner Magd, ist aber auch anderen Frauen zugeneigt. Selbst der deutlich jüngeren Eve (Paola Brandenburg) stellt er nach. Gern trinkt er ein Schnäpschen – oder zwei, drei, vier, selbst während der Verhandlung. Kein Wunder, dass Adam es im fiktiven niederländischen Dorf Huisum mit den Regeln des Rechts der Provinz Utrecht Ende des 17. Jahrhunderts nicht so genau nimmt.

Das gute Stück kaputt, der Richter total daneben

Auch am Gerichtstag kommt Richter Adam erst spät in der Nacht nach Hause – übermüdet und mit einer schlimmen Wunde am Kopf. Adam ist nicht in allerbesten Verfassung. Sogar seine Perücke hat er verloren. Angerechnet für diesen Tag hat sich Gerichtsrat Walter (Torsten Schemmel) aus Utrecht angesagt, um die Kasse des Dorfrichters zu prüfen und dem Gerichtstag beizuwohnen.

Es geht um eine scheinbar lapidare Sache: Der große Krug von Frau Marthe Rull (Birgit Lenz) wurde durch einen nächtlichen Eindringling ins Zimmer ihrer Tochter

ter Eve zerstört. Der Hauptverdächtige, zumindest aus Sicht der wackeren Mutter: Ruprecht (Philipp Haase), der Freund Eves. Richter Adam hat zu klären, ob es wirklich der junge Mann war, der das wertvolle Gefäß zerbrach.

Mit Beginn der Verhandlung nimmt auch die Komödie Fahrt auf. Schemmel spielt einen herrlichen Gerichtsrat, der sich vom Bürokraten zum Eingeweihten

wandelt, der die kulinarischen Annehmlichkeiten des Dorflebens schätzt. Wunderbar witzig sein Mienenspiel.

Bröderbauer stellt seinen Schreiber Licht bauernschlau und hinterlistig dar. Schließlich hat er es auf den Dorfrichter-Posten und Adams Magd abgesehen. Auf die Rückseite von Adams Porträt in der Gerichtsstube ist bereits das Bild von Licht gemalt, sodass es beim „Machtwechsel“ nur

noch umgedreht werden muss. Ein witziger Einfall.

Überhaupt hat Ausstatter Jörg Masser ein schönes Bühnenbild gestaltet: Die Wohn- und Schlafstube Adams wandelt sich mit einigen Handgriffen zum Gerichtszimmer. Der Spruch „Üb immer Treu und Redlichkeit“ wird mit dem Bett weggeklappt, als wenn er vor Gericht nicht mehr gelten würde.

Gülland gibt einen sich windenden Richter, einen wahren Rechtsverdreher. Gerichtsrat Walter – und mit ihm das Publikum – ahnt schnell, dass Adam der wahre Täter ist. Bis das geklärt ist, dauert es freilich. Auch weil Marthe Rull nicht von ihrem Verdacht ablässt. Birgit Lenz keift und kämpft beeindruckend gegen Ruprecht. Ihre schönste Szene: als sie Gerichtsrat Walter salbungsvoll

monologierend die Vorzüge ihres Kruges erklärt.

Hervorhebenswert unbedingt auch Juliane Botsch, die neben der cleveren Magd herrlich komödiantisch Frau Brigitte interpretiert, die doch wahrlich den Teufel als den Schuldigen für den zerbrochenen Krug ausmacht. Am Ende gibt es für das gesamte Ensemble und Regisseur Bordel zu Recht reichlichen und warmen Applaus.

Regisseur formuliert eine kühne These

Bordel hat das Kleist-Stück bereits zum vierten Mal inszeniert – 1983, im Jahr seines Starts als Intendant in Anklam, 1997 und 2012 in Neustrelitz/Neubrandenburg. Inzwischen, so sagt er im Interview, ist Richter Adam für ihn ein „Lebenskünstler“, einer der weiß, wie er mit seiner Dorfgemeinschaft umgehen muss, dem die Menschen nicht gleichgültig sind. Demgegenüber haben wir „heute ein Justizsystem, das nicht nur menschenfeindlich ist, vielmehr ist es gleichgültig“, sagt Bordel. Eine kühne These, über die man trefflich diskutieren könnte.

Nicht ganz abwegig ist es, den „Zerbrochenen Krug“ vor dem Hintergrund der viel kritisierten Gerichtsreform in MV zu sehen. Bewegten sich Richter in größeren Strukturen nicht automatisch weiter weg von den Menschen? Was zählt mehr – gesunder Menschenverstand oder Paragrafenreiterei?

Man sieht: Das mehr als 200 Jahre alte Stück kann heute noch Fragen aufwerfen. Es wäre wunderbar, würde die Justizministerin ihre Richter, Staatsanwälte und Ministerialbeamten zur Fortbildung nach Anklam ins Theater einladen. Dazu wird es wohl aber nicht kommen.

Weitere Vorstellungen: Theater Anklam, 9.11., 10 Uhr und 19.30 Uhr; 18.11., 19.30 Uhr; Barther Boddenbühne, 1.12., 19.30 Uhr; Zinnowitz Blechbüchse, 27.12., 19.30 Uhr.



Frau Marthe Rull (rechts, Birgit Lenz) keift und kämpft – auch gegen ihre Tochter Eve (Paola Brandenburg) und Richter Adam (Heiko Gülland). Gerichtsrat Walter (links, Torsten Schemmel) und Schreiber Licht (Erwin Bröderbauer) warten ab.

FOTO: MARTINA KRÜGER

Sind die Zuschauer sauer, wenn der „Tatort“ keinen Täter hat?

Von Gregor Tholl

Das Bedürfnis von Millionen, dass die Ermittler einen Täter dingfest machen, wurde am Sonntagabend im Ersten nicht erfüllt. Gab es das beim „Tatort“ schon öfter?

BERLIN. 102 Wochen, fast zwei Jahre, gab es keinen eigenen Fall für „Tatort“-Kommissarin Charlotte Lindholm. Zuletzt zu sehen war Maria Furtwängler in dieser Rolle vergangenen November im 1000. „Tatort“, dem Jubiläumskrimi, an der Seite von Axel Milberg als Borowski. Am Sonntag war sie wieder allein im Einsatz. Und dann das: ein offenes Ende, am Schluss kein Täter. Gab es bei Deutschlands beliebtester TV-Reihe schon öfter Krimis wie „Der Fall Holdt“?

„Allerdings“, sagt François Werner von „Tatort-Fundus.de“, der alle 1034 Krimis der Reihe seit 1970 kennt. „Es gibt ein paar Folgen ohne

Täter. Die Macher setzen das Mittel aber eher selten ein, denn es verärgert viele Zuschauer, weil es das Bedürfnis nach einem beruhigenden Ende, bei dem Recht und Ordnung wiederhergestellt sind, durchkreuzt.“

„Tatort“-Krimis dieser Art könnten damit eigentlich zu den sogenannten Experimenten zählen, die die ARD-Verantwortlichen nun auf zwei pro Jahr begrenzen wollen. Fernsehfilmkoordinator Jörg Schönenborn hatte die Experimente-Beschränkung Ende Oktober bestätigt, was eine Debatte bei Medien, Fans und Filmemachern auslöste.

Laut Werner gab es täterlose „Tatorte“ vergleichsweise häufig beim Münchner Team Batic/Leitmayr (Miroslav Nemeč und Udo Wachtveitl) – zuletzt vor einem Jahr im Film „Die Wahrheit“, in dem ein Unbekannter einen Familienvater ersticht. Ende 2012 hatte die Folge „Der tiefe Schlaf“ ein offenes Ende. Sie blieb vielen wegen Fabian

Hinrichs in Erinnerung in seiner Rolle als Assistent Gisbert. Inzwischen ist Hinrichs Kommissar im Franken-„Tatort“. Im Film von vor fünf Jahren ist sich Leitmayr zwar wegen eines Räusperns sicher, einen Mann als Täter zu erkennen – aber bei der Verfolgung läuft der mutmaßliche Täter vor ein fahrendes Auto und ist tot.

Zwei Kommissare aus Bayern als Komplizen

Legendar ist zudem der Krimi „Frau Bu lacht“ (1995) von Dominik Graf, der auch kürzlich den RAF-„Tatort“ verantwortete. Darin verschleppen Batic und Leitmayr bewusst die Ermittlungen, sodass die Mörderin ungestört nach Thailand fliehen kann.

Einen laufen gelassenen Täter hatte übrigens bereits der erste „Tatort“ – „Taxi nach Leipzig“ von 1970. Offene Enden hatten auch der Berliner Fall „Die kleine Kanaille“ (1986) und der Berliner Krimi „Vielleicht“ (2014)

sowie der Frankfurter Krimi „Weil sie böse sind“ (2010).

In „Weil sie böse sind“ mit dem Ermittlerduo Sänger und Dellwo (Andrea Sawatzki und Jörg Schüttauf) weiß der Zuschauer genau, dass die Figur Rolf Herken (Milan Peschel) ein dreifacher Mörder ist. Die Kommissare tappen völlig im Dunkeln. Sie begegnen ihm nicht, am Ende laufen sie an ihm vorbei, ohne einen blässen Schimmer zu haben.

Beim Krimi „Der Wald steht schwarz und schweiget“ (2012) mit Ulrike Folkerts blieb die Täterfrage bewusst offen und der Südwestrundfunk (SWR) machte daraus ein Online-Spiel. Doch die Mitmachlust der Zuschauer war verhalten.

Vielen in Erinnerung, auch wegen der Fortsetzung vor zwei Jahren („Borowski und die Rückkehr des stillen Gastes“), ist der Krimi „Borowski und der stille Gast“ (2012), in dem Frauenmörder Kai Korthals (eindrucksvoll: Lars Eidinger) am Ende vermeintlich

schwer verletzt aus einem Notarzwagen flieht. In den Ludwigshafener Folgen „Der Präsident“ (2001) oder „Sterben für die Erben“ (2007) gab es laut „Tatort“-Experte Werner dagegen keinen gefassten Täter, weil sich das Ganze als Suizid entpuppte.

Auch wenn aktuell über Experimente debattiert wird: Außergewöhnliche Filme gab es in der Reihe schon immer. Es scheint aber eine neue Lust an der Kritik zu geben. Nicht zuletzt in sozialen Netzwer-

ken äußern Zuschauer ihren Unmut, dass der Sonntagskrimi zu oft kein normaler Krimi mehr sei. Es gebe kaum noch Filme nach traditionellem Schema.

Doch Tobias Gostomzyk, Professor für Medienrecht an der TU Dortmund, sagt, eine Studie von ihm zu den „Tatort“-Krimis 2015 habe ergeben, dass mehr als 90 Prozent klassisch mit einem Tötungsdelikt begannen und am Ende der Fall ganz normal aufgelöst worden sei.



Charlotte Lindholm (Maria Furtwängler) ahnt Böses: eine Szene der „Tatort“-Folge „Der Fall Holdt“

FOTO: MARION VON DER MEHDEN/NDR